



Sylvia B. Barron

Die
Tochter
des
Zementbarons

BRUNNEN

Sylvia B. Barron

Die
Tochter
des
Zementbarons

Hinweis: In diesem Roman kommen einige Lieder vor. Wenn ihr wissen möchtet, wie diese klingen, könnt ihr ihnen auf meiner Website www.sylvia-barron.de lauschen.

Die Bibeltexte sind der Übersetzung Lutherbibel 1912 entnommen.
Alle Liedtexte und Archivbilder sind gemeinfrei.



© 2022 Brunnen Verlag GmbH Gießen
Lektorat: Carolin Korthaus
Umschlagfoto: © Lee Avison / Trevillion Images
© Callum / Adobe Stock
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger
Satz: Brunnen Verlag
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN Buch 978-3-7655-3665-6
ISBN E-Book 978-3-7655-7663-8
www.brunnen-verlag.de



*„Wer weise ist, der hört zu und bessert
sich; wer verständig ist, der lässt sich raten.“*

Sprüche 1,5

Vettern



① **Kaiser Wilhelm II.**
*König von Preußen und
letzter deutscher Kaiser*



König Georg V.
*König des Vereinigten
Königreichs Großbritan-
nien und Irland*



Zar Nikolaus II.
*Letzter Zar des
Russischen Reiches*



② **König Wilhelm II.
von Württemberg**
*Letzter Monarch des
Königreichs Württemberg*

③ **1914: Santoppen, Ostpreußen,
Deutsches Kaiserreich**
*Heute: Sątopy, Ermland-Masuren, Polen
Kleines Bauerndorf in der Nähe der
russischen Grenze*

**1914: Rößel, Ostpreußen,
Deutsches Kaiserreich**
*Heute: Reszel, Ermland-Masuren, Polen
Kleinstadt in der Nähe der russischen
Grenze*

④ **Blaubeuren, Württemberg,
Deutsches Kaiserreich**
Kleinstadt in der Nähe von Ulm

⑤ **Argonnen, Frankreich**
Umkämpftes Waldgebiet in Grand-Est

Schauplätze

Deutsches Kaiserreich 1914



Kapitel 1

BLAUBEUREN, 29. JULI 1914

Der Turm aus gehäkelten Gardinen, geklöppelten Deckchen, gewebter Bettwäsche und bestickten Handtüchern auf Annas Armen schaukelte bedenklich.

Mutter hielt zwei Geschirrtücher in die Höhe, eines mit einem grünen Karomuster und das andere mit einem roten Linienmuster. „Welches findest du schöner?“

Anna presste ihr Kinn auf die zuoberst liegende Leinenschürze. „Mutti, du hast meine Aussteuer doch schon seit zwei Jahren beisammen.“ Dabei war sie noch nicht mal verlobt – aber diese Anmerkung schluckte sie mit zusammengebissenen Zähnen hinunter.

Die ganze Zugfahrt über hatte Mutter ihr die Ohren vollgejamert. „*Nathanael hätte so eine tolle Partie abgegeben. So höflich und intelligent. So etwas findet man nicht häufig!*“ Dabei hatte sie so oft den Kopf geschüttelt, dass ihr lavendelfarbenes Hütchen verrutscht war. „*Und du bist doch schon zweiundzwanzig.*“

Auch jetzt hingen ihre Mundwinkel in einem säuerlichen Zug herab.

Ein Seufzer entwich Anna und sie geriet unter der Last des Wäschebergs ins Schwanken. Rasch versuchte sie, ihn zu stabilisieren, aber die Leinenschürze war bereits auf das Parkett hinabgesegelt.

„Aufpassen, Madame!“ Mutter bückte sich nach dem heruntergefallenen Kleidungsstück und legte es wieder auf den Stapel in Annas Armen. „Also, welches findest du schöner?“, fragte sie mit Blick auf die Geschirrtücher und spitzte abwägend ihre Lippen.

Anna sah sich suchend nach ihrem Bruder Gerhard um, aber der lehnte an der Ladentheke und lächelte die Verkäuferin an.

„Das grüne“, entschied Anna und sah hilflos zu, wie Mutter das Tuch auf die Schürze legte.

„Warum nicht gleich“, murmelte Mutter und ihr Mund formte sich zu einem schmalen Strich.

„Können wir jetzt gehen? Mir fallen schon die Arme ab. Außerdem reicht der Firlefanz hier für drei Hochzeiten.“

„Liebes, bei der aktuellen politischen Lage weiß man nicht, wie lange man noch an diesen ‚Firlefanz‘ kommt. Und du heiratest mir nicht ohne eine vernünftige Aussteuer.“

„Ich heirate gar nicht!“ Zumindest noch nicht. Sie sähe sicher gut aus als Braut, im blütenweißen Kleid, mit Schleier und Blumen im Arm. Aber nur mit dem richtigen Mann am Altar, nicht mit Nathanael Klingenstein. Der kleine Brillenträger war ein kluger Kopf, ohne Frage. Doch dass er seinen Antrag per Brief aus dem fernen Berlin nach Blaubeuren geschickt hatte, sagte alles über ihn aus.

Wenn man mit ihm redete, benötigte er immer eine halbe Minute, bis er die passenden Worte gefunden hatte. So lange räusperte er sich und gab „mhm“-Laute von sich. Beim besten Willen konnte sie sich nicht vorstellen, ihn zu heiraten. Oder ihn zu küssen. Anna schüttelte sich. Ein Gefährte für ein langweiliges Leben.

„Weißt du eigentlich, in welche missliche Lage du mich gebracht hast? Ich musste seiner Mutter erklären, dass du ihn abgelehnt hast. Wir sind seit Jahren befreundet und das setzt du aufs Spiel.“

„Ach ja?“ Annas Finger krallten sich in den Stapel Aussteuerware. „Und du setzt mein Lebensglück aufs Spiel.“

„Ich bitte dich. Er ist gescheit, zuvorkommend, höflich und er wäre deinem Bruder im Zementwerk eine gute Hilfe gewesen.“ Mutter hielt schon die nächsten Geschirrtücher in der Hand.

Anna ließ den Stapel aus ihren Armen auf einen Auslagentisch fallen. „Weißt du was? Ich warte draußen. Dann kannst du in Ruhe weiter über meine Gardinen, Tischdecken und meinerwegen auch über meine Unterwäsche entscheiden.“ Sie drehte sich auf dem Absatz um und stieß die Glastür des Aussteuerwarenladens auf. Hinter sich hörte sie ihre Mutter scharf die Luft einsaugen, aber da war sie schon hinaus auf die Stuttgarter Königsstraße getreten.

Vor dem Laden lehnte sie sich an eine in die Fassade eingelassene rosagestrichene Ziersäule. Ein Seufzer drang aus ihrer Kehle und sie rieb sich die Stirn. Warum erwartete Mutter, dass sie Nathanaels Antrag akzeptierte? Ging es ihr nur um die Peinlichkeit der Situation mit seiner Mutter oder fürchtete sie, dass Anna niemanden mehr finden würde? Zweiundzwanzig war wirklich nicht alt. Oder doch? Langsam ließ sie ihre geballten Fäuste locker.

Auf der Straße spazierten Frauen in bunten Kleidern und kleinen Hütchen in Grüppchen nebeneinander und schwenkten ihre Körbe und Handtaschen.

Dazwischen eilten Herren in schwarzen Anzügen, die Schirme als Spazierstöcke trugen, obwohl die Julisonne vom Himmel strahlte. Annas Blick jagte zu der goldenen Uhr, die oberhalb eines Schmuckgeschäfts tickte.

Sie lockerte den blau gestreiften Matrosenkragen an ihrem weißen Jäckchen, das sie passend zu ihrem neuen Doppelrock mit den zwei übereinanderliegenden Schichten ausgesucht hatte. Die Jacke wurde von einem breiten Gürtel mit silberner Schnalle zusammengehalten und ihre blonden Locken zierte ein marineblaues Hütchen. Dazu noch eine doppelte Perlenkette, weiße Handschuhe und spitz zulaufende cremefarbene Schuhe – sie war perfekt gekleidet für den Bummel in der Stuttgarter Altstadt.

Hier achtete im Gegensatz zu Blaubeuren allerdings niemand auf sie. In der Großstadt waren alle mit sich selbst beschäftigt und fanden keine Zeit für einen Schwatz zwischendurch. Nur von einer Hausecke schräg gegenüber warf man ihr Blicke zu. Dort lümmelten ein paar Gestalten in geflickten Hosen und schwarzbefleckten Hemden. Sie sahen aus, als trügen sie die Kleidungsstücke Tag und Nacht am Leib. Der Einzige mit einer Jacke von den vieren starrte sie unverhohlen an.

Sein Kamerad wies auf die Schienen in der Mitte zwischen den Häusern, dann die Straße hinauf und danach auf eine Seitengasse. Seine Gesten waren zaghaft und sein Mund schmal beim Reden, als würde er versuchen, keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die beiden anderen lauschten ihm mit verschränkten Armen. Die

meisten Passanten strömten an den vieren vorüber, ohne sie zu bemerken, aber wer sich umsah, entdeckte sie sofort. Aus der wohlgekleideten bürgerlichen Menge stachen sie heraus wie braune Schmutzflecken auf weiß poliertem Marmor.

Anna erschauerte. Sie kannte solche Männer aus der Weilerstraße unterhalb ihres Hauses. Arbeiter, die immer den nächsten Aufstand planten und Kundgebungen im Sinn hatten.

Ein einzelner Straßenbahnwaggon, aus dessen fünf Fenstern gelangweilte Passagiere blickten, zuckelte vorüber und verdeckte ihre Sicht. Als er passiert war, waren die Männer verschwunden. Das un-gute Gefühl in Annas Magengegend hatten sie nicht mitgenommen.

Ihr Bruder Gerhard schwang die Glastür auf und trat neben sie.

Anna lächelte. „Na, war die Verkäuferin nett?“

Der Siebzehnjährige grinste. „Nee, nichts für mich. Hat dauernd nur davon geredet, wie viel Angst sie vor den Franzosen hat. Als ob die uns was anhaben könnten.“

„Meinst du, es gibt wirklich Krieg?“

„Na klar! Als ob der Kaiser hinnimmt, dass mit unserem Bundesgenossen Österreich so umgesprungen wird. Die Serben können nicht davon ausgehen, dass man den Thronfolger ermorden kann, ohne dass das Konsequenzen hat.“

„Und dann werden uns die Russen und die Franzosen einheizen.“ Anna strich sich eine blonde Locke aus dem Gesicht. „Ich wünschte, ich könnte auch etwas gegen die drohende Gefahr tun. So wie du.“

Gerhard zuckte mit den Schultern.

„Du wirst dich doch freiwillig melden, oder?“ Anna legte eine Hand auf seinen Arm. Eigentlich war sein Einjährigjenahr, welches er statt der Dienstpflicht beim Militär ableisten wollte, erst nach seinem Abschluss geplant, aber in Anbetracht der Situation konnte er sein Vaterland nicht im Stich lassen, fand sie.

„Denke schon. Meine ganze Klasse hat es vor, nachdem uns der Lateinlehrer einen Vortrag über die Ehre des Militärs gehalten hat. Als jemand gefragt hat, ob man nicht lieber erst das Abitur machen solle, hat er ihn ausgeschimpft, ob er denn kein Pflichtgefühl habe.“

„Recht hat er. Und ich kann nur warten und hoffen. Es wird noch viel langweiliger werden ohne dich!“ Sie drückte seinen Arm.

„Du wirst schon Beschäftigung finden. Mutter wird dich auf Trab halten.“ Er grinste.

„Ich glaube kaum. Sie wird mich wegen des abgelehnten Heiratsantrags eingeschnappt ignorieren. Und Vater wird mich wie immer aus allem Geschäftlichen raushalten. Weil er nichts anderes im Kopf hat, bleibt mir nur noch die langweilige Hauswirtschaftsschule jeden Freitagvormittag.“ Sie deutete einen Würgereiz an.

Gerhard lachte. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendetwas schmeckt, was du dort zusammenbraust.“

„He!“ Mit gespielter Empörung schob sie ihre Unterlippe vor, aber dann musste sie lachen. „Ich koche wirklich furchtbar. Das letzte Mal habe ich drei Esslöffel Salz in die Möhrensuppe gegeben.“

„Drei Esslöffel? Ist das eine besondere Medizin? Du solltest Lazarettschwester für die Verwundeten werden.“ Er kicherte.

Anna grinste. Lazarettschwester. Eigentlich klang das gar nicht so abwegig. Sie hatte keine medizinische Ausbildung, ob das wichtig war? Doch in einem Lazarett könnte sie wirklich etwas für ihr Vaterland tun. Es wäre sinnvoll und garantiert spannender als Hauswirtschaftsschule und Teekränzchen. „Vielleicht könnte ich dort mithelfen! Stell dir vor, mit richtigen Soldaten von der Front!“ Sie schlug begeistert die Hände zusammen.

Gerhard grinste. „Siehst du? Problem gelöst.“

Sie biss sich lächelnd auf die Lippen, aber der Gedanke begann in ihr Form anzunehmen. Wenn sie schon nicht selbst an die Front konnte, würde sie ihren Dienst eben zu Hause ableisten. Eine richtige Krankenschwester!

Mutter schob sich bepackt mit schweren Tüten durch die Glas- tür. „Nehmt mir mal etwas ab, Kinder“, ächzte sie.

Gerhard sprang ihr zur Seite und griff nach den Einkäufen.

„Jetzt noch zum Kolonialwarenladen und dann ins Hotel.“ Mutter wischte sich über die Stirn, rückte ihren Hut zurecht und bedachte ihre Tochter mit einem strengen Blick für die Eskapade im Aussteuerwarenladen. Dabei beließ sie es dann aber.

„Ich dachte, wir gehen ins große Kaufhaus?“, wagte Anna einzuwenden.

„Morgen. Das schaffen wir heute nicht mehr.“

„Es ist doch erst kurz vor Mittag.“

Mutter beugte sich zu ihnen hinüber und flüsterte: „Die Verkäuferin hat mir gesagt, dass in der Stadt etwas geplant ist. Ein Aufstand! Wir sollten wirklich sehen, dass wir von der Straße kommen.“

„Ein Aufstand?“ Anna schob sich näher an Mutter heran. „Hier?“

„Sie war sich nicht ganz sicher. Aber sie denkt, heute oder morgen werde es zu Protesten kommen.“

„Meinst du, wir können ihn vom Hotel Silber aus sehen?“, grinste Gerhard.

Sicher würde die Demonstration am Neuen Schloss oder am Bahnhof vorbeiziehen und dabei auch in der Nähe ihrer Unterkunft sein.

Anna stellte sich die vier Arbeiter von vorhin vor, die gemeinsam mit anderen bärtigen Aufwieglern mit zerrissener Kleidung „nieder mit dem König“ brüllten. Beängstigend, aber auch ein wenig aufregend.

„Wir werden uns von den Fenstern fernhalten.“ Mutter ergriff ihre beiden Kinder am Arm. „Vielleicht werfen die Männer mit Pflastersteinen das Glas ein. Man weiß nicht, was diesen Randalierern alles zuzutrauen ist.“

Anna hatte gehört, wie die Umstürzler bei der Märzrevolution 1848 das Pflaster aufgerissen hatten, um sich zu bewaffnen. Aber warum sollten sie ein Hotel angreifen?

Das Aufregendste an der Unterkunft war ein Automobilclub, der sich jeden Dienstag dort traf – und der war nun wirklich kein Grund, die Fenster einzuwerfen.

Ihr Vater war Mitglied im ADAC, deswegen buchte er ihre Zimmer immer im Gründungshaus des Clubs. Mutter hatte nichts dagegen einzuwenden, da die gehobene Gesellschaft dort ein und aus ging. Das prachtvolle Foyer mit den Marmorsäulen, die kunstvolle Fassade, ein Badezimmer in jeder Suite und ein ausgezeichneter Service schadeten nicht. Aber Anna vermutete, dass ihre Mutter insge-

heim hoffte, dass ihr auf dem Flur ein reicher Fabrikantensohn über den Weg lief, der einen guten Schwiegersohn abgeben würde.

„Mutti, die haben sicher interessantere Ziele als ein Hotel.“ Gerhard schüttelte den Kopf.

„Wir gehen kein Risiko ein.“ Mutter zog sie knapp hinter einer Straßenbahn vorbei über die Straße.

Sie betraten den Kolonialwarenladen unter den rot-weiß gestreiften Markisen, die sich über den Bürgersteig neigten. Die dunklen Holzregale zwischen der stuckverzierten Decke und dem gekachelten Marmorboden waren mit den köstlichsten Artikeln angefüllt. Zucker, Kakao, Reis, Gewürze, Tee und Kaffee warteten abgepackt in niedlichen Dosen darauf, vernascht zu werden. Die elektrischen Lichter, die aus lilienförmigen Glaslampen strahlten, tauchten den Raum in einen gelblich-grellen Schein. Zu Hause waren sie noch nicht an das Stromnetz angeschlossen, aber Vater hatte sich bereits Glühlampen und Fassungen angeschafft.

An der Theke stand eine ältere Dame, die Puffärmel trug, wie sie vor zwanzig Jahren in Mode gewesen waren. „Mehl, Linsen und Reis waren ausverkauft! Unerhört sage ich Ihnen. Und dann wollte er noch nicht einmal im Lager nachsehen, ob sich nicht doch irgendwo ein Pfündchen versteckt.“

Der Verkäufer nickte lächelnd und warf einen Blick zu Anna hin. „Das macht zwanzig Pfennig“, murmelte er der Frau zu und sah wieder zu seiner neuen Kundschaft.

„Wie viel sagten Sie?“ Mühsam kramte die ältere Dame in ihrer altmodischen braunen Plüschhandtasche. „Dann wollte ich Griefß kaufen, aber er wollte für ein Pfund vier Mark haben, können Sie sich das vorstellen? Manche verdienen am ganzen Tag weniger.“ Endlich war das Portemonnaie gefunden. „Wie viel sagten Sie?“ Die Dame zog ein paar Münzen aus dem Geldbeutel.

Mutter blickte durch die Buntglas-Ladentür nach draußen und tippte mit ihrem Fuß auf den Boden.

„Zwanzig Pfennig“, wiederholte der Kaufmann, sichtlich bemüht, seine Ungeduld hinter einer freundlichen Miene zu verstecken.

„So, so“, murmelte die Dame, zählte mit zittrigen Fingern den

richtigen Betrag ab und nahm das Glas mit den eingemachten Gurken von der Theke. „Nun denn, ich will dann mal. Sie haben ja noch andere Kunden.“ Auf ihren Stock gestützt, schob sie sich an der Familie Kran vorbei.

„Schönen Tag Ihnen.“

Die sonst immer gemäßigte Susanne Kran eilte zum Ladentisch. „Vier Pfund Kaffee, zwei Pfund Schwarztee und drei Pfund Kakao“, ratterte sie ihre Bestellung herunter.

„Welche Sorten –“, wollte der Verkäufer fragen. Mutter unterbrach ihn eilig. „Egal. Nehmen Sie die Besten.“

Anna runzelte die Stirn. Wollte sie denn heute nichts von Pflanze, Anbaugiebel, Mahlstärke, Röststufe oder Ziehzeit wissen?

Der Verkäufer zog die Augenbrauen hoch und eilte dann wortlos zu den Regalen, um mit Päckchen und Dosen zurückzukehren. Flink drückte er die rund angeordneten Zahlenknöpfe der großen Registrierkasse. „Siebzehn Mark und vierzehn Pfennige.“

Mutter hielt ihm einen Zwanzigmarkschein hin. Der Kaufmann blickte auf das Papier und räusperte sich. Sie streckte den Schein weiter nach vorne, aber der Kaufmann nahm ihn nicht entgegen. Anna sah auf das verschlungene Z und den blauen Reichsadler. Stimmt etwas mit der Banknote nicht? Die rote laufende Nummer und die beiden Stempel sahen echt aus, man unterstellte ihnen doch nicht etwa Fälschung?

„Es ... tut mir leid, aber wir nehmen derzeit kein Papiergeld an.“

„Wie meinen Sie das?“ Mutter begann, mit dem Schein in der Hand zu knistern.

„Nur Münzgeld und Wertgegenstände. Sie wissen schon, man weiß nicht ... Also vielleicht haben wir bald Krieg und dann ...“

„Und dann?“ Mutter schnaubte. „Dann verliert Papiergeld seinen Wert? Wohl kaum.“

„Man weiß ja nie ...“, stotterte der Verkäufer, deutlich eingeschüchtert.

Anna trat einen Schritt näher an die Theke. „Die Reichsbank wird schon dafür sorgen, dass das Geld seinen Wert behält. Oder haben Sie kein Vertrauen in unseren Kaiser?“ Sie verschränkte die

Arme. Gehörte er etwa auch zu den Revoluzzern, die alles zerschlagen wollten, um ihre wilden Ideen von einer Republik oder eines kommunistischen Reiches aufzubauen? Nein, dafür waren seine Haare zu akkurat nach hinten gekämmt und die Hand krallte zu fest an der Registerkasse.

Wahrscheinlich zählte er zu denen, die sich in die Zeit vor der deutschen Einigung zurücksehnten. Die von 1870 schwärmten, als das Land noch in vierunddreißig kleine Staaten zerstückelt war. Die Nostalgie führte bei solchen oft zu Misstrauen in alles, was nach Kaiser und Deutschem Reich klang. Sie waren die Ersten, die bei Kriegsausbruch ihren Schmuck im Garten vergraben und Mehlvorräte für vier Jahre kaufen würden, sodass niemand mehr etwas bekam.

„Es tut mir leid, aber ... Entweder Sie geben mir Münzgeld oder Sie suchen sich einen anderen Laden.“

„Das ist Hochverrat!“, fauchte Anna und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch zwischen ihnen. War der gute Mann noch nicht im zwanzigsten Jahrhundert angekommen? Der deutsche Nationalstaat würde dafür sorgen, dass Papiergeld seinen Wert behielt, solange er bestand. Und wenn dieser Verkäufer gegen Deutschland wettete, konnte er gleich zu den Feinden überlaufen. „Auf jeden Fall werden wir in einen anderen Laden gehen. Und dort werden wir allen erzählen, wie schändlich hier die zahlenden Kunden behandelt werden. Oder besser noch: Wir zeigen Sie wegen Wucherei und ... und Majestätsbeleidigung an! Jawohl! Heute gehen wir noch zur Polizei und –“

„Lass gut sein, Liebes.“ Mutter ließ klirrend Münzen auf den Verkaufstisch fallen. „Wir haben keine Zeit für solche Albernheiten“, zischte sie, nahm ihre Ware und drehte sich auf dem Absatz um. Hoherhobenen Hauptes verließ sie den Laden. Gerhard schlenderte grinsend hindrein.

Anna zögerte. Sollte sie den Mann einfach so davonkommen lassen? Sie blickte auf die Theke und musste lächeln. Während ihres Monologs hatte Mutter den passenden Betrag in Münzen aus ihrem Portemonnaie herausgesucht und dabei peinlich darauf

geachtet, keine Goldmünze zu nehmen. Auf dem Tisch lag ein Sammelsurium aus Kupfer-, Nickel- und Silbermünzen, wobei es besonders viele verrostete Pfennigstücke in die Auswahl geschafft hatten. Der Kaufmann würde ein paar Minuten brauchen, um das Kleingeld nachzuzählen.

Sie wusste, der Betrag stimmte, ihre Mutter war gut im Kopfrechnen.

„Gutes Zählen!“, wünschte sie und verließ mit einem Grinsen das Geschäft.

Draußen verhandelte Mutter gerade mit einem Droschkenfahrer. Anna runzelte die Stirn. Für die paar Schritte zum Hotel den Wagen nehmen? Und das bei schönstem Sonnenschein? Doch dann fiel ihr Blick auf die Gruppe von Arbeitern, die direkt rechts von dem Kolonialwarenladen am Schaufenster lehnte. So nah, dass sie ihre gemurmelten Worte vernehmen konnte.

„Heute ist hier noch Kommerz und Kapitalismus. Aber morgen gehört die Straße uns!“



Mit einem heftigen Schwung warf Johann Schuster neue Kohlen ins Feuer. Es loderte auf und verschlang gierig die Briketts. Die Funken schlugen aus dem Schüttloch und er schob den Deckel auf die Öffnung.

„Die Einzigen, die den Krieg noch aufhalten können, sind wir!“, stieß er hervor und fuhr sich mit seinem ärmellosen Hemd über seinen Dreitagebart. Es war ihm egal, dass er sich damit zusätzlichen Dreck in sein ausgemergeltes Gesicht rieb. Der ruß- und kohlenstaubbefleckte Stoff war schweißgetränkt. Seine Frau Mina würde Mühe haben, den Schmutz herauszuwaschen. Jeden Abend, wenn er staubig von der Arbeit in ihre kleine gemeinsame Wohnung zurückkehrte, stellte sie ihm Wasser bereit, strich über seine kräftigen Arme und murmelte etwas davon, wie hart er doch arbeitete. Dabei wusste er, dass sie sich jeden Tag mindestens genauso abrackerte. Und jetzt der Krieg. Er spuckte auf den Boden.

„Wenn die internationale Arbeiterschaft zusammensteht und sich weigert, aufeinander zu schießen – nur dann kann der Krieg noch aufgehalten werden.“

„Und du glaubst, das funktioniert?“ Sein Kamerad Zuck verschränkte die Arme vor der Brust. Der gleichaltrige Südtiroler mit dem schwarzen Schnauzer stand, auf seine Kohlschaufel gebeugt, ein paar Schüttlöcher weiter.

Johann stellte seine Schippe so heftig ab, dass sie erst taumelte und dann scheppernd zu Boden fiel. „Es ist unser Leben, das auf dem Spiel steht, Zuck! Es muss funktionieren!“ Er atmete schwer. Seit Jahrzehnten warteten die Herrschenden auf eine Gelegenheit, ihre Fehden auszutragen. Auf den Rücken des einfachen Volkes. Das durften sie nicht zulassen.

Die Glocke an der Kantine läutete zur Mittagspause.

Zuck hob Johanns Schaufel auf und lehnte sie mit seiner an die Wand. „Ich glaube eher, wir werden Gefängniszellen von innen begutachten dürfen, wenn wir einen Aufstand wagen.“

Sie stiefelten die Treppe von der Ofendecke des Ringofens hinab. „Ist ein Gefängnis so viel schlimmer als das hier?“ Johann wies auf die Gebäude des Zementwerks um sie herum, die sie wie Mauern umgaben. Die Arbeiter, die mit abgearbeiteten Gesichtern und hängenden Köpfen zur Kantine schlurften, waren die Insassen. Ohne Ausnahme über und über mit Staub bedeckt.

Die Brecher, wie sie die Bediener der Mahlmaschinerie nannten, hatten weiße Haare von dem Kalkgestein, das durch ihre Anlagen zu Rohmehl gemahlen wurde. Alle, die die Kohle von den elektrischen Eisenbahnen schaufelten oder die Öfen anheizten, hatten schwarze Arme und Rußflecken auf den Hemden.

Johann schlug Zuck auf die Schulter und schob ihn in Richtung Kantine. Dort schöpften sie sich ein paar Kellen dünne Rinderbrühe in ihre Blechnäpfe und setzten sich an einen der langen Holztische, an dem andere Zementarbeiter mit schwieligen Händen ihre Suppen löffelten.

Pavlov, ein breitschultriger Glatzkopf in den Vierzigern, dem der rechte Schneidezahn fehlte, drängte sich zwischen sie und klopfte

ihnen auf die Schultern. „Das wird Krieg geben, hm?“ Er kam von den Fallpressen, wo das Rohmehl zu Ziegeln gepresst wurde.

„Du hast heute Morgen auch Zeitung gelesen?“, brummte Zuck und widmete sich eingehend seiner Mahlzeit.

„Krieg zwischen Österreich und Serbien.“ Pavlov grinste und seine Zahnlücke kam zum Vorschein.

Johann ballte seine Fäuste. „Was gibt es da zu lachen? Das ist der Funke, der ganz Europa zum Brennen bringen wird.“

Pavlov winkte ab. „Der Kaiser wird das schon regeln.“

„Der Kaiser?“ Er schnaubte. „Der weiß doch nicht, was er will. Nein, es wird dringend Zeit für die Arbeiterrevolution! *Wir* müssen diesen Unsinn stoppen! Es reicht nicht mehr, nur SPD zu wählen und zu hoffen, dass die das schon richten werden – wir müssen selbst unser Schicksal in die Hand nehmen. Generalstreik, Demonstrationen, notfalls gewaltvoll!“ Johann schwang seinen Löffel wie ein Bajonett in der Luft.

Karl Marx hatte prophezeit, dass die Reichen nicht ewig an der Macht bleiben konnten. Nun war es an ihnen, das umzusetzen. Es brachte ihn zur Weißglut, dass irgendwer aus irgendeinem Grund einen Krieg beschloss, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen. Aber er, Johann, würde es zu spüren bekommen. Mit seinen fünfundzwanzig Jahren, tauglich gemustert, gehörte er zur Ersatz-Reserve.

Jeden Tag könnte man ihn jetzt in ein fremdes Land beordern, ihm eine Waffe in die Hand drücken und verlangen, dass er schoss. Wenn er sich weigerte, drohte ihm Zuchthaus – oder Tod. Das konnte er seiner Frau nicht antun! Nicht ihr und nicht dem ungeborenen Kind in ihrem Bauch. Für dieses kleine Wesen wünschte er sich eine bessere Zukunft, in der es die Chance hatte, etwas aus sich zu machen, in der sein ganzes Leben nicht nur aus Plackerei und Sonntagen bestand.

„Eine gewaltvolle Revolution?“ Zuck zog die Augenbrauen zusammen.

„Ja! Die Arbeiter müssen sich wehren, wir dürfen uns nicht einfach unserem Schicksal ergeben.“ Johann sprach die letzten Worte

lauter und sah sich im Raum um. Doch die Männer hockten mit müden Gesichtern an den Tischen. Das Besteck in ihren Händen schien zentnerschwer und ihre krummen Rücken schienen noch immer von Ziegeln gebeugt zu sein. Keiner von ihnen sah aus, als hätte er Lust auf eine Kundgebung.

Er erhob sich und stieg auf seine Bank. Sein Räuspern erntete nur desinteressierte Seitenblicke.

„Genossen! Der Krieg wird nicht nur unsere Kraft, unseren Geist und unsere Würde fordern wie dieses Drecksloch hier – nein! Er wird unser Leben kosten! Die feinen Herren in ihren Anzügen und Uniformen werden uns schicken, um die Kanonen zu füttern!“

Ein alter Arbeiter aus dem Ringofen mit Schnauzer und Koteletten grunzte. „Hört, hört.“

„Lasst uns noch heute die Arbeit niederlegen und die Kapitalisten zwingen, uns Gehör zu schenken! Wir streiken! Wir streiken für unser Leben!“

Der eine oder andere schien seine Worte abzuwägen. Aber die meisten zogen grimmige Mienen.

„Setz dich wieder hin!“, raunte der Ringofenarbeiter. „Wenn wir streiken, kommen wir nur ins Gefängnis und Krieg gibt’s trotzdem. Da tu ich lieber Steine schleppen.“

Er und achtzig weitere Arbeiter verbrachten ihr Tagewerk damit, die Rohmehlsteine in die Kammern der beiden Ringöfen hineinzustapeln und nach dem Brennvorgang herauszuholen. Täglich hundert Tonnen Zementklinker. Jeder von ihnen schleppte mehr als tausend Kilogramm Gewicht pro Zwölf-Stunden-Schicht. Dreihundert Tage im Jahr. Was war daran besser, als im Gefängnis zu sein?

„Johann!“ Pavlov zupfte ihn am Ärmel. „Ich habe da etwas für dich.“ Er legte schmatzend seinen Löffel zur Seite und nahm einen Stapel Zettel aus einem Beutel, der neben ihm lag.

„Was ist das?“ Zuck beugte sich vor, um einen Blick auf das oberste Blatt zu erhaschen.

„Flugblätter. Die habe ich gestern Abend von der Distriktleitung der SPD erhalten.“

„Gewaltige Protestkundgebung gegen die Kriegshetze. Donnerstag, 30. Juli, vom Bahnhof zum Tagblatt in Stuttgart. Die Arbeiterschaft stehe zusammen!“, las Zuck die fett gedruckten Zeilen vor.

Johann stieg von der Bank und riss Pavlov die Zettel aus der Hand. „Und das sagst du uns erst jetzt? Das ist doch schon morgen Abend! Die müssen wir dringend unter die Leute bringen!“

„Na, ich hatte vor, es euch heute Abend zu sagen, damit wir sie in den Gastwirtschaften verteilen.“

„Gastwirtschaften, papperlapapp. An den Bahnhof müssen wir damit, wo alle Arbeiter durchkommen. Jeder muss zu dieser Kundgebung! Nur so können wir etwas erreichen!“ Er schlug mit seiner Faust auf die Flugblätter.

„Am Bahnhof? So öffentlich?“ Zuck lehnte sich von denzetteln weg.

Pavlov schüttelte den Kopf. „Ich will auch nicht, dass es Krieg gibt. Aber wir sollten uns wirklich nicht in Gefahr begeben, Johann.“

„Gefahr? Was ist denn daran gefährlich? Wenn sie uns wegen Volksverhetzung einsperren, dann müssen wir wenigstens nicht in den Krieg ziehen.“

Unschlüssig sah Pavlov auf den Stapel Papier. „Ich nehme an, die SPD wird im ganzen Deutschen Reich Kundgebungen organisiert haben.“

„Ja, aber zu jeder von ihnen müssen so viele wie möglich kommen. Wir müssen eine große Menge sein, um Eindruck zu machen. Viel zu lange haben sich die Deutschen darauf verlassen, dass der Reichstag das schon regeln wird. Wir müssen es wie die Franzosen anpacken und auf die Straßen gehen!“, ereiferte sich Johann.

Seine Kameraden waren ihm zu zögerlich – es war immer dasselbe: Zwar unterstützten sie die Sozialdemokraten, aber zum Protestieren waren sie zu feige! Als er sie letztes Jahr aufgefordert hatte, mit ihm für den Acht-Stunden-Tag zu streiken, wollten sie ihren Job nicht verlieren oder ein Drittel weniger Lohn bekommen. So schufteten sie weiterhin sechs Tage die Woche zwölf Stunden täglich. Er war es leid.

„Was willst du denn tun? Wie die Franzosen die Republik ausrufen?“ Zuck zog die Augenbrauen zusammen. „Die Deutschen sind bodenständig und keine verrückten Revolutionäre.“

„Genau das ist das Problem! Jeder nimmt tatenlos sein Schicksal hin!“ Johanns Löffel drohte quer durch die Kantine zu fliegen. „Aber wenn wir diesen Krieg akzeptieren, dann habt ihr bald kein Schicksal mehr, das ihr hinnehmen könnt!“

„Ist ja gut. Wir verteilen die Flugblätter am Bahnhof.“ Pavlov hielt seinen Arm fest und nahm ihm den Löffel aus der Hand. „Aber wir müssen vorsichtig sein.“

„Vorsichtig? Ihr müsst doch ...“, setzte Johann an, als Zuck ihn in die Seite stieß.

„Sch!“, zischte er und wies auf den Eingang der Kantine, in den ein Mann mit Anzug, Hut und Monokel getreten war. Sein melonenförmiger Bauch presste sich von innen gegen das ordentlich geschneiderte Jackett. Herr Martin, der Assistent des Inhabers, kam geradewegs auf sie zu.

„Packt die Zettel weg! Wenn der Martin die sieht, ist es aus!“, raunte Pavlov.

Eilig griff Johann nach dem Stapel und ließ ihn unter dem Tisch auf seine Füße fallen. „Nicht mal mittags hat man Ruhe vor dem Tyrannen“, murmelte er.

Erst letzte Woche hatte der feine Pinkel ihm wieder einen Tagessatz vom Lohn abgezogen, weil er während der Arbeit mit einem Kameraden gesprochen hatte.

„Guten Tag, Herr Martin!“, rief Pavlov dem Anzugträger entgegen und setzte sein breites Zahnlücken-Grinsen auf.

Hatte der Tyrann die Zettel gesehen? Würde er sie wegen Volksverhetzung anzeigen?

Der Mann stellte sich vor ihren Tisch und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. „Ich habe gerade eben einen Auftrag bekommen, der heute Abend noch ausgeliefert werden muss.“

Johann starrte auf seinen Teller und versuchte, jeden Blickkontakt zu vermeiden. Verlangte der Kerl schon wieder nach zwölf Stunden Arbeit noch Überstunden? Bloß nicht!

Sie mussten doch die Flugblätter verteilen!

„Könnten Sie die Auslieferung übernehmen?“ Martin nickte Pavlov zu.

„Gerne, Herr Martin.“ Pavlovs Lächeln gefror zu einer Maske.

„Gut.“ Der Assistent drehte sich weg und ging ohne einen Gruß.

„Sklaventreiber!“, zischte Johann. „Macht auf ganz wichtig, weil der Chef nicht da ist.“ Er lachte bitter auf.

Dabei war ihm Herr Martin sogar lieber als der Inhaber der Fabrik. „Ich bin mir sicher, unser Zementbaron Peter Kran wird vom Krieg profitieren und das große Geld machen. Und wir dürfen uns an der Front erschießen lassen.“

„Natürlich. Die großen Haie profitieren doch immer von uns kleinen Fischen.“ Pavlov zuckte mit den Schultern. In seinen zwanzig Jahren als Industriearbeiter hatte er sich daran gewöhnt.

„Wir müssen etwas dagegen tun. Wir dürfen uns nicht ausbeuten lassen. Wenn wir alle zusammenstehen, können wir etwas ändern.“

„Ich kann heute Abend auf jeden Fall nicht mitkommen. Tut mir leid.“ Pavlov sah nicht sonderlich unglücklich aus.

Feigling, dachte Johann, stand auf und nahm seine leere Suppenschüssel in die Hand. Laut sagte er: „Aber bei der Kundgebung bist du dabei.“